

06.09.2026

Pastor Mickey Wiese

Jede Cloud hat einen Boden - Dankbarkeit als Gegenkraft zur Maßlosigkeit

Guten Morgen, ihr Lieben,

habt ihr euch eigentlich schon mal gefragt, was eigentlich diese Predigt heute Morgen kostet? Also zumindest, wenn ich sie zusammen mit Klaus Irrlicht erarbeite? Über diese Frage haben Anja und ich letztens beim Kaffeetrinken nachgedacht. Nicht genau so. „Anja fragte nach meiner letzten Predigt über Künstliche Intelligenz: „Was ist eigentlich mit dem Umweltaspekt?“

Rechenzentren brauchen Strom. Sie brauchen Kühlung und damit Wasser. „Ist es verantwortbar, damit herumzuspielen, nur weil es Spaß macht?“ Auch diese Frage hat mich erwischt, wie so viele wunderbare Fragen aus eurer Mitte. Denn ich spiele ja gerne mit KI. Ich recherchiere damit, ich lasse mir Zusammenhänge erklären, denke mit Klaus Irrlicht über Texte nach, erzeuge Bilder, probiere Dinge aus, die vor wenigen Jahren noch nach Science-Fiction klangen.

Dann habe ich also dagesessen und wollte eine Predigt darüber vorbereiten, wie viel Energie Künstliche Intelligenz verbraucht. Und was habe ich gemacht? Ich habe die KI befragt. Ich habe Klaus Irrlicht losgeschickt, Studien zu suchen, Zahlen zu vergleichen und herauszufinden, wie umweltschädlich genau das eigentlich ist, was ich gerade mit ihm mache. Ja, ich weiß, das ist ungefähr so, als würde man mit dem SUV zur Klima-Demo fahren und sich auf dem Weg von der smarten Klimaanlage erklären lassen, warum es draußen so warm ist.

Und während ich da recherchierte, blieb ich an einem Wort hängen, das wir inzwischen völlig selbstverständlich benutzen: Die Cloud. Meine Fotos liegen in der Cloud. Meine Daten liegen in der Cloud. KI rechnet in der Cloud. Cloud, das heißt Wolke. Das klingt leicht. Fast körperlos. Irgendwo da oben. Meine Anfrage verschwindet und wenige Sekunden später kommt eine Antwort zurück. Und das Interessante ist: Dafür wurde dieses Bild schon früh in Netzwerkdiagrammen benutzt: Man zeichnete eine Wolke überall dort, wo man sagen wollte: Da

draußen passiert eine Menge kompliziertes Zeug – aber wie genau, das müssen wir hier nicht darstellen. Eigentlich genial. Die Cloud bedeutet gewissermaßen: Du musst nicht wissen, was dahinter passiert. Du klickst einfach.

Und das ist ja auch inzwischen unsere Alltagserfahrung. Ich drücke auf einen Knopf und Musik kommt. Ich tippe auf einen Bildschirm und morgen liegt ein Paket vor meiner Tür. Ich schreibe Klaus Irrlicht: „Male mir einen Bonobo vor der Baptistenkirche“ – und Sekunden später hängt der Bonobo virtuell am Kirchenfenster. Es fühlt sich an, als entstünden diese Dinge einfach.

Das tun sie aber nicht. Denn jede Cloud hat einen Boden. Irgendwo steht ein Gebäude. Irgendwo laufen Server. Irgendwo fließt Strom. Irgendwo wird gekühlt. Irgendwo wird Wasser gebraucht. Irgendwo wurden Rohstoffe abgebaut, Chips produziert, Leitungen gelegt. Und irgendwo leben Menschen mit den Folgen davon. Die Cloud ist eben keine Wolke. Sie ist sehr irdisch.

Und genau an diesem Punkt berührt Anjas Frage für mich etwas, das noch viel größer ist als KI allein. Wir leben in einer Kultur, in der immer mehr Dinge verfügbar werden. Und das ist zunächst einmal großartig. Ich möchte nicht zurück in eine Zeit, in der jede Information 3 Tage Bibliotheksrecherche brauchte, ein Ferngespräch ein kleines Vermögen kostete und man beim Familienurlaub 3 Wochen warten musste, bis die entwickelten Fotos zurückkamen und man feststellen konnte, dass auf der Hälfte der Bilder der Daumen vor der Linse war. Verfügbarkeit ist nicht böse. Technik ist nicht böse. Fortschritt ist nicht böse.

Aber Verfügbarkeit verändert unseren Blick. Wenn etwas jederzeit verfügbar ist, vergessen wir leicht, dass es irgendwoher kommt. Und an dieser Stelle erzählt das Wort Gottes die Welt eben ganz anders. Die Bibel erzählt die Welt nicht zuerst als verfügbar. Sie erzählt sie als Gabe. Das Wasser ist Gabe. Die Energie ist Gabe. Der Boden ist Gabe. Der menschliche Verstand ist Gabe. Unsere Fähigkeit, Technik zu entwickeln, ist Gabe. Auch Neugier, Spieltrieb und Kreativität sind keine theologischen Betriebsunfälle. Gott hat uns nicht als Aufsichtspersonal eines Museums geschaffen, in dem überall kleine Schilder hängen: „Bitte nicht berühren.“ Wir dürfen entdecken. Wir dürfen gestalten. Wir dürfen forschen, erfinden, bauen, spielen und uns freuen. Aber etwas verändert sich, wenn eine Gabe selbstverständlich wird. Dann sehe ich nicht mehr, woher etwas kommt. Ich sehe nur noch, dass es da ist. Und dann wird aus Gebrauch Verbrauch. Aus Freiheit wird Anspruch. Aus Fülle wird Maßlosigkeit.

Darum lautet meine Frage heute Morgen nicht nur: Darf ein Christ KI benutzen? Sondern: Wie leben wir eigentlich mit den Möglichkeiten, die uns gegeben sind, ohne so zu leben, als wären sie grenzenlos?

Und hier kommt die Dankbarkeit ins Spiel. Nicht als höfliches Tischgebet vor dem Verbrauch. Sondern als Gegenkraft zur Maßlosigkeit.

Davon erzählt eine Geschichte, die Jesus auf seinem Weg nach Jerusalem erlebt. Eine Geschichte von 10 Menschen, die etwas bekommen, das für sie überhaupt nicht verfügbar war. Gesundheit, und damit Leben und Zukunft. Lukas erzählt in Lk 17,11ff von 10 Männern, die Jesus begegnen. Ihre Krankheit hat sie nicht nur körperlich getroffen. Sie hat Abstand geschaffen. Zwischen ihnen und den anderen. Zwischen ihrem bisherigen Leben und dem Leben, das draußen weitergeht. 10 Menschen am Rand. Und sie rufen: „Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns!“ Und Jesus hält ihnen nun keinen Vortrag über Krankheit an sich. Er fragt auch nicht nach ihrer Vorgeschichte, er prüft nicht zuerst ihre Frömmigkeit und er will auch nicht hören, ob sie dieses Wunder denn später auch verantwortungsvoll nutzen werden. Jesus sagt: „Geht und zeigt euch den Priestern.“ Das war wichtig. Die Priester waren gewissermaßen das Gesundheitsamt mit religiöser Zusatzqualifikation. Sie konnten feststellen: Du bist rein. Du darfst zurück in die Gemeinschaft.

Und dann geschieht das Wunder auf eine bemerkenswert unspektakuläre Weise. Während sie gehen, werden sie gesund. Das heißt: Alle 10 gehen los, bevor sie etwas sehen. Alle 10 vertrauen diesem Wort Jesu. Und alle 10 werden geheilt.

Aber dann erzählt Lukas etwas, das für unsere Predigtfrage entscheidend ist. Einer merkt, was geschehen ist – und dreht um. Er unterbricht seinen Weg in seine neue Zukunft und kehrt zurück. Lukas sagt: Er lobt Gott mit lauter Stimme, wirft sich Jesus zu Füßen und dankt ihm. Und Jesus schaut ihn an und stellt die traurige Frage: „Sind nicht 10 rein geworden? Wo sind aber die 9?“ Jesus nimmt den 9 die Heilung dann nicht wieder weg. Er sagt nicht: Undankbar? Zack, Ausschlag wieder da! Alle 10 haben die Gabe bekommen. Aber nur einer hat in der Gabe mehr erkannt als einen glücklichen Umstand. Er hat den Geber entdeckt. Jesus beschreibt seine Rückkehr mit den Worten: Er ist umgekehrt, „um Gott die Ehre zu geben“.

Und plötzlich wird Dankbarkeit zu etwas viel Größerem, sie bedeutet: Ich unterbreche die Selbstverständlichkeit. Ich nehme nicht einfach, was mir zur Verfügung steht, und gehe weiter. Ich erkenne: Was mein Leben trägt, habe ich nicht vollständig selbst hervorgebracht.

Und darin liegt das Problem der anderen 9: die haben bekommen, was sie brauchten, und ihr Leben geht weiter. Das Problem ist die vergessene Gabe. Und da wird die Geschichte für uns relevant. Denn Maßlosigkeit beginnt nicht erst dort, wo Menschen absichtlich etwas zerstören. Sie beginnt dort, wo Geschenke selbstverständlich werden. Der eine Samariter dreht sich noch einmal um. Und mit dieser kleinen Bewegung verändert sich alles. Er besitzt seine Heilung nicht einfach. Er empfängt sie. Und was ich als Geschenk empfangen, behandle ich anders als das, worauf ich einen Anspruch zu haben glaube.

Das klingt vielleicht banal. Ist es aber nicht. Denn mit diesem Punkt entscheidet sich, wie wir in dieser Welt leben. Wer glaubt, alles stehe ihm einfach zur Verfügung, fragt irgendwann nur noch: Was kann ich damit machen? Was bringt es mir? Wie schnell bekomme ich es? Und wenn etwas knapp wird, dann ist das vor allem lästig. Die Dankbarkeit stellt eine ganz andere Frage: Was ist mir hier eigentlich anvertraut? Dankbarkeit ist eine geistliche Haltung, die wir der Wirklichkeit gegenüber einnehmen.

Der Samariter in Lukas 17 bekommt sein Leben zurück. Er hat nichts dafür geleistet. Er hat keinen Anspruch auf dieses Wunder erworben. Er merkt: Ich lebe von etwas, das ich mir nicht selbst geben konnte.

Darum kehrt er um und gibt Gott die Ehre. Er macht Gott kein Kompliment. Gott braucht keine Likes. Er sitzt nicht im Himmel und zählt, ob wir heute schon oft genug „Danke, Herr“ gesagt haben. Gott die Ehre geben heißt: Ich rücke die Wirklichkeit wieder zurecht. Ich bin Geschöpf und nicht Schöpfer. Ich bin Empfänger und nicht Eigentümer des Lebens.

Und deshalb ist Dankbarkeit ein wesentlicher Aspekt von Schöpfungsverantwortung. Die Erde ist kein Materiallager für unsere Wünsche. Sie ist Gottes Welt. Psalm 24,1 sagt es mit einer Klarheit, die jeden Eigentumsanspruch relativiert: „Die Erde ist des Herrn und alles was in und auf ihr ist.“ Das gilt auch dann, wenn wir einen Grundbucheintrag besitzen. Es gilt für den Acker und für das Wasser, für Energie und Rohstoffe, für unseren Verstand und für die Technik, die wir mit diesem Verstand entwickeln.

Darum ist die entscheidende christliche Frage nicht: Wie wenig dürfen wir benutzen, damit Gott nicht böse wird? So funktioniert Schöpfungsethik nicht. Gott hat uns diese Welt nicht gegeben, damit wir mit angezogener Handbremse und schlechtem Gewissen durch sie schleichen. Wir dürfen gestalten, genießen, forschen, bauen und Neues entdecken. Aber wir tun das als Menschen, denen etwas anvertraut ist.

Dankbarkeit setzt dem Gebrauch deshalb ein Maß. Nicht aus Angst, sondern aus Beziehung. Ich behandle ein Geschenk anders, wenn mir der Geber wichtig ist. Und damit verändert sich auch die Frage nach der Nutzung von KI. Denn dann geht es nicht mehr darum, ob ein einzelner Prompt moralisch sauber genug ist. Es geht darum, ob wir es zulassen, dass wir eine Kultur entwickeln, in der technische Möglichkeiten automatisch zu Ansprüchen werden. Nur weil etwas verfügbar ist, muss ich es ja nicht grenzenlos verbrauchen.

Der geheilte Samariter dreht sich um, bevor er weitermacht. Und diese Bewegung brauchen wir auch. Denn wer Gott die Ehre gibt, schaut nicht mehr auf die Welt und sagt: „Das gehört mir.“ Er sagt: „Das ist mir anvertraut.“ Und damit beginnt Verantwortung.

Nehmen wir noch ein weiteres Bild dazu: Ganz am Anfang setzt Gott den Menschen in einen Garten. Und dann sagt er nicht: „So, jetzt setzt dich hin, Hände auf den Rücken, nichts anfassen. Ich habe gerade alles so schön gemacht.“ Gott setzt den Menschen in den Garten, damit er ihn bebaue und bewahre. Beides gehört zusammen.

Das hebräische Wort für „bebauen“, *abad* oder *avad*, kann arbeiten und dienen bedeuten. Und *schamar*, das Wort für „bewahren“, meint achtsam sein, etwas schützen. Diese beiden Begriffe tauchen später auch gemeinsam im Zusammenhang mit dem priesterlichen Dienst in 4. Mo 18 auf: dienen und hüten. Der Garten Eden ist also nicht einfach Rohstofflager, kein Schlaraffenland. Das Paradies ist anvertrauter Raum der Gegenwart Gottes. Wer aus Schöpfungsverantwortung macht, dass Menschen am besten gar nichts verändern sollten, hat die Genesis nicht richtig gelesen. Die Menschen sollen gestalten. Wir bauen Häuser, komponieren Musik, züchten Getreide, entwickeln Medikamente, schreiben Bücher, errichten Brücken, erforschen Sterne, operieren Herzen und programmieren Computer. Wir machen aus Sand Glasfaserkabel und schicken Informationen in Sekunden um den Planeten. Ich finde das großartig. Menschliche Kreativität ist kein Betriebsunfall der Schöpfung. Dass wir neugierig sind, dass wir Zusammenhänge erkennen, Werkzeuge entwickeln und Probleme lösen können, gehört zu unserer Geschöpflichkeit. Und so fällt auch Künstliche Intelligenz nicht plötzlich aus Gottes Welt heraus.

Die Frage lautet also nicht: Dürfen wir das? Die geistliche Frage lautet: Wie gestalten wir so, dass unser Gestalten dem Leben dient? Denn neben dem Bebauen steht das Bewahren. Und dieses kleine „und“, bebauen UND bewahren, ist wichtiger als manche Technikdebatte. Bebauen ohne Bewahren wird Ausbeutung. Bewahren ohne Bebauen wird Stillstand. Der Auftrag Gottes hält beides zusammen: Entwickle diese Welt – und behüte sie dabei.

Der Maßstab unserer Macht ist deshalb nicht das technisch Machbare. Der Maßstab heißt: Leben. Eine Technik kann brilliant sein und trotzdem zerstörerisch eingesetzt werden. Sie kann effizient sein und trotzdem Ressourcen verschlingen. Sie kann wirtschaftlich erfolgreich sein und gleichzeitig anderen Menschen die Kosten aufbürden.

Darum reicht die Frage „Können wir das?“ niemals aus. Auch „Können wir uns das leisten?“ reicht nicht. Christliche Verantwortung fragt: Was macht es mit dem Leben? Mit den Menschen. Mit kommenden Generationen. Mit Tieren, Landschaften, Wasser, Klima.

Und damit sind wir dann wieder bei der KI-Frage. Künstliche Intelligenz kann Krankheiten früher erkennen, Forschung beschleunigen, Übersetzung ermöglichen, Menschen mit Behinderungen unterstützen, Energieflüsse optimieren und Bildung zugänglicher machen. Dieselbe Technologie kann auch

gigantische Mengen belanglosen Inhalts produzieren, Konsum antreiben und Ressourcen beanspruchen, ohne dass dadurch irgendjemandes Leben besser wird.

Darum muss ich KI den richtigen Platz geben. Sie ist Werkzeug, Geschenk, Möglichkeit und sie steht wie jede andere menschliche Technik auch unter dem uralten Satz Gottes: Bebauen und bewahren. Wir dürfen viel. Und wir können immer mehr. Aber unsere schöpferische Macht bekommt ihre Würde erst dort, wo sie dem Leben dient. Denn der Garten gehört nicht uns. Er ist uns anvertraut.

Deswegen ist die Frage nach Klimakrise und KI-Nutzung eine berechtigte Frage. Laut meinen bescheidenen Recherchen und den Berechnungen der Internationalen Energieagentur wächst die erneuerbare Energie, mit der Rechenzentren weltweit versorgt werden, sehr schnell: bis 2030 durchschnittlich um etwa 22 Prozent pro Jahr. Der gesamte Stromverbrauch der Rechenzentren wächst im gleichen Zeitraum mit ungefähr 15 Prozent jährlich. Erneuerbare wachsen dort also tatsächlich schneller. Weltweit soll sich aber der Stromverbrauch der Rechenzentren bis 2030 ungefähr verdoppeln und rund 945 Terawattstunden erreichen. Besonders stark wächst der Verbrauch der Server, die vor allem für KI eingesetzt werden: ungefähr 30 Prozent pro Jahr. Und obwohl erneuerbare Energien kräftig ausgebaut werden, decken sie nur knapp die Hälfte des zusätzlichen Strombedarfs der Rechenzentren. Mehr als 40 Prozent des zusätzlichen Bedarfs sollen bis 2030 weiterhin durch Erdgas und Kohle gedeckt werden.

Die gute Nachricht lautet also: Es geschieht sehr viel. Die schlechte Nachricht lautet: Wir verbrauchen gleichzeitig sehr viel mehr. Ökonomen nennen einen Teil dieses Phänomens den Rebound-Effekt: Wenn etwas effizienter, günstiger oder leichter verfügbar wird, kann die Nutzung zunehmen und einen Teil der Einsparung wieder aufzehren. Die Internationale Energieagentur weist ausdrücklich darauf hin, dass solche Effekte existieren, auch wenn sie Effizienzgewinne keineswegs grundsätzlich zunichtemachen.

Andere Beispiele wären:

Ein modernes Auto braucht vielleicht halb so viel Benzin wie sein Vorfahr. Wenn ich damit aber doppelt so weit fahre und anschließend noch ein zweites Auto kaufe, ist die technische Verbesserung real – nur der Verbrauch ist nicht unbedingt gesunken.

LED-Lampen brauchen viel weniger Strom als alte Glühbirnen. Das ist gut. Dafür beleuchten wir inzwischen Hausfassaden, Gärten, Wege, Terrassen und gelegentlich Sträucher, von denen vorher niemand wusste, dass sie nachts unbedingt gesehen werden müssen.

Am Ende bleibt eine Frage übrig, die kein Ingenieur für uns beantworten kann: Wie viel ist genug? Maßlosigkeit beginnt dort, wo aus „Ich kann“ unbemerkt „Ich muss“ wird. Wo jede neue Möglichkeit sofort genutzt werden muss.

Und jetzt könnte man aus dieser Predigt natürlich sehr schnell eine neue christliche Gewissensprüfung machen. „Darf ich denn jetzt noch ChatGPT benutzen?“ „Darf ich noch ein Bild generieren?“ „Wie viele Prompts sind schöpfungsethisch vertretbar?“ Drei Prompts sind Gnade, beim vierten beginnt die Sünde.

Aber christliche Ethik war noch nie besonders überzeugend, wenn sie versucht hat, komplizierte Lebensfragen mit einer Strichliste zu lösen. Das erzeugt entweder Schuldgefühle oder Schlupflöcher. Meistens beides.

Die entscheidende Frage lautet nicht: Darf ich KI oder überhaupt Technik benutzen? Wir leben ja nicht außerhalb einer modernen Industrienation. Ich fahre Auto. Ich heize meine Wohnung. Ich benutze ein Smartphone, streame Musik, verschicke Fotos und stehe morgens nicht am Brunnen, um mein Wasser mit einem Eimer nach Hause zu tragen. Verantwortung bedeutet deshalb nicht eine wie auch immer geartete Technik-Reinheit. Verantwortung bedeutet, bewusst mit dem umzugehen, woran ich beteiligt bin.

Darum helfen mir bei der KI-Nutzung 4 Fragen. Und diese 4 Fragen habe ich mir nicht aus einem Nachhaltigkeitsratgeber herausgeschrieben. Sie stehen in unterschiedlicher Form schon mitten im Wort Gottes.

1. Frage: Wozu?

Paulus schreibt: „Ob ihr nun esst oder trinkt oder was ihr auch tut, das tut alles zu Gottes Ehre.“ 1. Kor 10,31. Eine erstaunlich weite Formulierung: Was auch immer ihr tut. Also auch: programmieren, forschen, streamen, googeln, prompten. Gott gibt uns in seinem Wort nicht für jede neue Technik eine Gebrauchsanweisung. Gott gibt uns etwas Anspruchsvolleres: Dient das, was ich tue, dem Leben? Kann ich darin Gott die Ehre geben? Macht es etwas wahrer, schöner, gerechter, menschlicher? Und Freude gehört ausdrücklich dazu. Ich muss meinen Spaß nicht erst in Gemeinnützigkeit umetikettieren, damit Gott ihn genehmigt. Aber „Ich kann das“ und „Es macht Spaß“ sind noch nicht die letzten Kriterien meines Handelns.

2. Frage: Wie viel?

Jesus sagt in der Bergpredigt einen kleinen Satz, der in unserer Steigerungskultur beinahe revolutionär klingt: „Es ist genug.“ „Jeder Tag hat genug an seiner eigenen Plage“, heißt es in Mt 6,34. Im griechischen Text steht dort *arketón*: ausreichend, genug. Jesus spricht von einem Vertrauen, das nicht ständig mehr anhäufen muss, weil das Leben von Gott getragen wird. Genug ist ein biblisches Wort. Nicht möglichst wenig. Nicht Verzicht um des Verzichts willen. Sondern

genug im Sinne von satt, ausreichend. Dankbarkeit kann genießen und trotzdem aufhören. Darum darf ich auch bei technischen Möglichkeiten fragen: Brauche ich noch mehr davon? Muss jede Möglichkeit ausgeschöpft werden, nur weil sie verfügbar ist?

3. Frage: Wem dient es?

Und wieder Paulus, unmittelbar vor seinem Satz über die Ehre Gottes: „Niemand suche nur das Seine, sondern vor allem auch an das was dem anderen dient.“ 1. Kor 10,24. Das ist doch ein hervorragendes Kriterium für Techniknutzung. Eine Technologie wird nicht allein dadurch gut, dass sie beeindruckend ist. Sondern dadurch ob sie Menschen hilft? Ermöglicht sie Teilhabe? Erleichtert sie Arbeit? Unterstützt sie Medizin, Bildung, Forschung, Kommunikation? Gibt sie Menschen Fähigkeiten zurück, die ihnen vorher verschlossen waren? Dann kann technische Entwicklung sehr konkret Dienst am Nächsten werden.

Und schließlich: 4. Frage Was kostet es andere?

Paulus sagt in Galater 5,13: Ihr seid zur Freiheit berufen – aber gebraucht diese Freiheit so, dass ihr einander durch die Liebe dient. Das finde ich bemerkenswert. Meine Freiheit ist für Paulus nicht einfach das Recht zu sagen: Ich kann das, ich darf das, ich bezahle dafür. Christliche Freiheit fragt immer auch: Was macht meine Freiheit mit dem anderen? Wem dient sie – und wer trägt ihre Kosten?

Das ist erstaunlich aktuell. Denn die Kosten unseres Lebens fallen nicht immer dort an, wo wir sie bezahlen. Ich bezahle meine Stromrechnung. Aber damit ist noch nicht beantwortet, woher der Strom kommt. Ich bezahle mein Smartphone. Aber nicht automatisch die ökologischen und sozialen Kosten seiner Rohstoffe. Ich bezahle einen digitalen Dienst. Aber damit weiß ich noch nicht, wie viel Wasser und Energie seine Infrastruktur benötigt und wer diese Ressourcen ebenfalls braucht. Biblische Nächstenliebe fragt deshalb nicht nur: Was kostet es mich? Sondern auch: Was kostet meine Freiheit den anderen?

Und so ergeben sich eben diese 4 ziemlich alten Fragen für eine ziemlich neue Technologie:

1. Wozu? – Kann ich darin Gott die Ehre geben? 1 Kor 10,31.

2. Wie viel? – Kenne ich noch ein Genug? Mt 6,34.

3. Wem dient es? – Suche ich nur meinen Nutzen oder auch den des anderen? 1 Kor 10,24.

4. Was kostet es andere? – Wer trägt die Folgen meiner Freiheit? Gal 5,13: Es geht um Freiheit, die sich durch Liebe begrenzen lässt.

Damit haben wir keine Formel, die uns jede Entscheidung abnimmt. Gott sei Dank. Wir haben etwas Besseres: Wir bekommen eine Richtung für ein mündiges Gewissen.

Natürlich ist die Verantwortung damit nicht einfach bei mir als einzelner Verbraucher abgeladen. Die Klimakrise wird nicht allein dadurch gelöst, dass jeder Christ vor dem nächsten KI-Bild 5 Minuten Gewissensprüfung betreibt.

Wir brauchen auch politische Regeln und müssen dafür weiter kämpfen. Wir brauchen Transparenz über Energie- und Wasserverbrauch, vernünftige Standortentscheidungen, erneuerbare Energie und technischen Fortschritt. Wir brauchen Unternehmen, die effizientere Systeme entwickeln, und Politik, die Rahmenbedingungen setzt, damit nicht allein der Markt darüber entscheidet, welche Ressourcen verbraucht werden.

Persönliche Genügsamkeit, politische Verantwortung und technische Innovation gehören zusammen. Aber mittendrin stehen wir vor Gott. Und da muss ich grundsätzlich nicht bei jeder Nutzung Angst haben, etwas falsch zu machen.

Aber ich darf lernen, meine Freiheit nicht mit Gedankenlosigkeit zu verwechseln. Und deswegen bin ich dir von Herzen dankbar für deine Frage, liebe Anja.

Dankbarkeit nimmt mir nicht die Freude an den Möglichkeiten, sondern sie gibt ihnen ein Maß. Ich darf genießen, gestalten, forschen und spielen. Und ich darf dabei wieder lernen, eine der geistlichsten Antworten unserer Zeit auszusprechen: Es ist gut. Es reicht.

Und damit stehen wir am Ende wieder bei den 10 Männern vom Anfang aus Lk 17.

10 werden gesund. 10 bekommen ihr Leben zurück. 10 gehen los.

Und einer bleibt nicht einfach auf seinem Weg. Einer unterbricht ihn. Einer dreht sich um.

Einer kehrt zurück zu Jesus, fällt vor ihm nieder, dankt und gibt Gott die Ehre.

Unterbrechen. Umkehren. Danken. Gott die Ehre geben.

Unsere Zeit ist sehr gut im Beschleunigen. Schneller rechnen. Schneller liefern. Schneller produzieren. Schneller kommunizieren. Und jetzt entwickeln wir Maschinen, die vieles noch einmal schneller können als wir. Der Samariter kann anhalten. Das ist seine Freiheit.

Und dann kehrt er um. Umkehr ist in der Bibel kein religiöses Wort für Menschen, die sich schlecht fühlen sollen. Umkehr bedeutet: Ich kann meine Richtung ändern. Ich bin meinen Gewohnheiten nicht ausgeliefert. Ich bin meinem Konsum nicht ausgeliefert. Ich bin auch dem technischen Fortschritt nicht

ausgeliefert. Nicht alles, was wir können, müssen wir tun. Nicht alles, was verfügbar ist, müssen wir verbrauchen. Und nicht alles, was effizienter wird, wird dadurch automatisch weise.

Dankbarkeit ist die Gegenkraft zur Maßlosigkeit. Wer dankt, kann genießen, ohne besitzen zu müssen. Dankbarkeit beginnt mit Staunen. Mit dem Bewusstsein: Ich lebe in einer Welt, die ich nicht gemacht habe. Ich trinke Wasser, das ich nicht erschaffen habe. Ich atme Luft, die ich nicht produziert habe. Ich benutze einen Verstand, den ich mir nicht selbst gegeben habe. Ich lebe von Beziehungen, von Luft und Liebe, von Erde und Feuer und Wasser, von Energie, von Möglichkeiten, von Gnade. Und alles ist ein Geschenk, ist Gabe. Und auch unsere Fähigkeit, Technik zu entwickeln, gehört zu dieser Gabe. Die entscheidende Frage für unsere Zukunft lautet deshalb nicht nur, wie intelligent unsere Maschinen werden. Sie lautet auch, ob wir Menschen noch innehalten können. Ob wir noch staunen können. Ob wir umkehren können. Ob wir noch Danke sagen können. Denn wer Danke sagt, schaut auf die Welt und sagt: Das ist mir anvertraut. Und mit dieser Dankbarkeit für eine Welt, die uns niemals gehört hat und die wir trotzdem gestalten dürfen, beginnt das Bewahren der Schöpfung.

Amen.